

Die Tortur

Wer als Tourist Belgien besucht, den mag vielleicht ein Zufall nach dem halbwegs zwischen Brüssel und Antwerpen gelegenen Fort Breendonk führen. Die Anlage ist eine Festung aus dem Ersten Weltkrieg; im Zweiten war sie das letzte Hauptquartier des Königs Leopold, unter der deutschen Besatzung wurde sie eine Art von kleinem Konzentrationslager, ein »Auffanglager«, wie es im Rotwelsch des Dritten Reiches hieß. Heute ist sie belgisches Nationalmuseum.

Die Festung Breendonk wirkt auf den ersten Blick sehr alt, fast historisch, wie eine melancholische Gravüre aus dem Siebzigerkrieg: man denkt an Gravelotte und Sedan und glaubt, gleich müsse in einem der mächtigen, geduckten Tore der geschlagene Kaiser Napoleon III. erscheinen. Man muß näher herantreten, damit das flüchtige Bild aus abgelebten Zeiten abgelöst werde von einem anderen, das uns geläufiger ist: Wachttürme erheben sich längs des Grabens um die Festung, Stacheldrahtzäune umspinnen sie. Der Kupferstich von 1870 wird jählings überlagert von den Greuel-Photos aus jener Welt, die David Rousseau *L'univers concentrationnaire* genannt hat. Die Kuratoren des Nationalmuseums haben alles so gelassen, wie es 1940–44 war. Vergilbte Maueranschläge: »Wer weitergeht, wird erschossen.« Es hätte des pathetischen, vor der Festung errichteten Widerstands-Denkmal nicht bedurft, dem Besucher klar zu machen, *wo* er sich befindet und *was* da in Erinnerung gebracht wird.

Man tritt durchs Haupttor und befindet sich bald in einem Raum, der damals »Geschäftszimmer« hieß. Ein Bild Heinrich Himmlers an der Wand, eine Hakenkreuzfahne als Tuch über einen langen Tisch gelegt, ein paar kahle Stühle. Geschäftszimmer. Jeder ging an sein Geschäft, und ihres war der Mord. Dann die feuchten, kellerigen Korridore, schwach erhellt von den gleichen dünn und rötlich leuchtenden Glühbirnen, wie sie damals schon dort hingen. Gefängniszellen, von zolldicken Holztüren verschlossen. Schwere Gittertore, immer wieder zu durchschreiten, bis man sich schließlich in einem fensterlosen Gewölbe befindet, in dem mancherlei befremdliches Eisenwerkzeug herumliegt. Von dort drang kein Schrei nach draußen. Dort geschah es mir: die Tortur.

Wer von der Tortur spricht, muß sich hüten, den Mund voll zu nehmen. Was mir in dem unsäglichen Gewölbe in Breendonk zugefügt wurde, war bei weitem nicht die schlimmste Form der Folter. Man hat mir keine glühenden Nadeln unter die Fingernägel getrieben, noch brennende Zigarren auf meiner nackten Brust ausgedrückt. Was mir dort zustieß, war vergleichsweise gutartig, und es hat keine auffälligen Narben an meinem Körper zurückgelassen. Und doch wage ich, zweiundzwanzig Jahre später, auf Grund einer Erfahrung, die das Maß des Möglichen keineswegs auslotete, die Behauptung

tung: die Tortur ist das fürchterlichste Ereignis, das ein Mensch in sich bewahren kann.

Es wird aber dergleichen in sehr vielen Menschen aufgehoben, und das Fürchterliche hat keinen Anspruch auf Einzigartigkeit. Man hat in den meisten Ländern des Westens die Folter zum Ende des 18. Jahrhunderts als Institution und Methode abgeschafft. Und dennoch weiß niemand, wie viele Männer und Frauen noch heute, zwei Jahrhunderte danach, von erlittener Tortur zu erzählen haben. Während ich diesen Text schreibe, fällt mir ein Zeitungsblatt in die Hände mit Photos, darauf Angehörige der südvietnamesischen Armee gefangene Vietcong-Rebellen foltern. Graham Greene schrieb dazu einen Brief an den Londoner *Daily Telegraph*, in dem es heißt: »Das Neuartige an den von der englischen und der amerikanischen Presse veröffentlichten Photographien ist, daß man sie offenbar mit Einverständnis der Folterknechte aufnahm und daß sie ohne Kommentare publiziert wurden. Das ist ja, als handle es sich um Tafeln aus einem zoologischen Werk über das Leben der Insekten! Heißt dies, daß die amerikanischen Behörden die Tortur als eine gesetzliche Form der Einvernahme von Kriegsgefangenen betrachten? Diese Photos sind, wenn man will, ein Zeichen von Ehrlichkeit, denn sie zeigen, daß die Behörden ihre Augen nicht verschließen. Nur frage ich mich, ob einer solchen Art von unbewußter Aufrichtigkeit nicht am Ende die Hypokrisie der Vergangenheit vorzuziehen ist ...«

Graham Greenes Frage wird auch jeder von uns sich stellen. Das Eingeständnis der Tortur, das Wagnis – aber ist es denn noch ein solches? –, mit derartigen Photos vor die Öffentlichkeit hinzutreten, ist erklärlich nur unter der Annahme, daß eine Revolte der Gewissen nicht mehr befürchtet wird. Man möchte meinen, daß diese Gewissen sich an die Praxis der Tortur gewöhnt haben. Die Folter wurde und wird in diesen Jahrzehnten ja auch keineswegs nur in Vietnam angewandt. Ich möchte nicht wissen, wie es zugeht in südafrikanischen, angolesischen, kongolesischen Gefängnissen. Aber ich weiß, wie es getrieben wurde zwischen 1956 und 1962 in den Kerkern der Algérie Française. Es gibt ein schreckhaft genaues und nüchternes Buch hierüber, *La question* von Henri Alleg, ein Werk, das den Horror zu Protokoll gab und dessen Verbreitung verboten wurde. Noch zahlreiche andere Bücher und Pamphlete erschienen damals zum Thema: die gelehrte kriminologische Abhandlung des berühmten Anwalts Alec Mellor, der Protest des Publizisten Pierre-Henri Simon, die moralphilosophische Untersuchung eines Theologen namens Vialatoux. Die halbe französische Nation stand auf gegen die Tortur in Algerien. Das ist, man kann es nicht ausdrücklich genug sagen, die Ehrenleistung dieses Volkes. Linksintellektuelle protestierten; katholische Gewerkschaftler und andere christliche Laien warnten und schritten unter Gefahr für Sicherheit und Leben gegen die Tortur ein; Kirchenfürsten erhoben ihre Stimmen, wenngleich für unser Empfinden viel zu leise.

Aber das geschah in dem auch in diesen dunklen Tagen nicht durchaus freiheitsberaubten Frankreich. Von anderswo drangen die Schreie so wenig in die Welt wie einst mein eigenes, mir fremdes und unheimliches Geheul

aus dem Gewölbe von Breendonk. In Ungarn amtiert ein Ministerpräsident, von dem es heißt, es wurden ihm unter dem Regime eines seiner Vorgänger von Folterknechten die Fingernägel ausgerissen. Und wo und wer sind alle die anderen, von denen man überhaupt nichts erfuhr und wahrscheinlich niemals etwas vernehmen wird? Völker, Regierungen, Polizeibehörden, Namen, die man kennt, aber die niemand nennt. Es wird aufgeheult unter der Tortur. Vielleicht zu dieser Stunde, in dieser Sekunde.

Wie komme ich da eigentlich dazu, von der Tortur gerade nur im Zusammenhang mit dem Dritten Reich zu sprechen? Weil ich selbst sie unter den Schwingen gerade dieses Raubvogels erlitt, natürlich. Aber *nicht nur* darum, sondern weil ich jenseits aller persönlichen Erlebnisse überzeugt bin, daß für dieses Dritte Reich die Tortur kein Akzidens war, vielmehr seine Essenz. Da höre ich heftigen Widerspruch sich erheben, und ich weiß, daß ich mich mit dieser Behauptung auf gefährlichen Grund begeben. Ich werde später versuchen, sie zu begründen. Zuvor aber ist zu berichten, was eigentlich der Inhalt meiner Erfahrungen war und was sich zutrug in der Kellerluft der Festung Breendonk.

*

Ich wurde im Juli 1943 von der Gestapo verhaftet. Flugzettel-Affäre. Die Gruppe, der ich angehörte, eine kleine deutschsprachige Organisation innerhalb der belgischen Widerstandsbewegung, bemühte sich um antinazistische Propaganda unter den Angehörigen der deutschen Besatzungsmacht. Wir stellten ziemlich primitives Agitationsmaterial her, von dem wir uns einbildeten, es könne die deutschen Soldaten vom grausamen Wahnwitz Hitlers und seines Krieges überzeugen. Heute habe ich manchen Grund zur Annahme, daß wir unser dürftiges Wort an taube Ohren richteten und die feldgrauen Soldaten, die unsere vervielfältigten Schriften vor ihren Kasernen fanden, sie stracks ihren Vorgesetzten weitergaben, die ihrerseits dann mit der gleichen dienstlichen Fixigkeit die Sicherheitsbehörden verständigten. Auf einem der Flugblätter, die ich im Augenblick meiner Festnahme bei mir trug, stand ebenso bündig wie propagandistisch ungeschickt: »Tod den SS-Banditen und Gestapo-Henkern!«

Wer mit Schriftzeug solcher Art von den Männern in Ledermänteln festgenommen wurde, der konnte sich keinerlei Illusionen machen. Ich bereitete sie mir auch keinen Augenblick lang, denn ich fühlte mich – zu Unrecht, wie mir heute klar ist – als alter Kenner des Systems, seiner Männer, seiner Methoden. Leser der *Neuen Weltbühne* und des *Neuen Tagebuchs* von einst, bewandert in der KZ-Literatur der deutschen Emigration von 1933 an, glaubte ich voraussehen, was mir bevorstand. Schon in den ersten Tagen des Dritten Reiches hatte ich von den Kellern der SA-Kaserne in der Berliner General-Pape-Straße gehört. Bald danach hatte ich das meines Wissens erste deutsche KZ-Dokument, das Büchlein *Oranienburg* von Gerhart Segers, gelesen. Seitdem waren mir so viele Berichte von ehemaligen Häftlingen zur Kenntnis gelangt, daß ich meinte, es könnte für mich nichts Neues mehr geben auf diesem Felde. Gefängnis, Vernehmungen, Prügel, Folter – am Ende aller

Wahrscheinlichkeit nach der Tod: so stand es geschrieben und so würde es verlaufen.

Weiß man aber wirklich? Nur so halb und halb. »Rien n'arrive ni comme on l'espère, ni comme on le craint«, heißt es bei Proust. Aber nicht darum, weil etwa, wie man so sagt, das Geschehnis »die Vorstellungskraft überstiege« (es ist keine quantitative Frage), sondern weil es Wirklichkeit ist und nicht Imagination. Man kann ein Leben daran wenden, das Eingebildete und das Wirkliche gegeneinander zu halten, und wird dennoch niemals damit zu Rande kommen. Vieles geschieht in der Tat ungefähr so, wie man es vorstellend vorwegnahm: Gestapo-Männer in Ledermänteln mit gezückten Pistolen, damit hat es schon seine Richtigkeit. Aber dann eröffnet sich fast verblüffend die Einsicht, daß die Kerle nicht nur Ledermäntel und Pistolen haben, sondern auch Gesichter: keine »Gestapo-Gesichter«, wie sie im Buche stehen könnten. Vielmehr: Gesichter wie irgendwer. Dutzendgesichter. Und die ungeheure, neuerlich jede abstrahierende Vorstellung zerstörende Erkenntnis eines späteren Stadiums macht uns deutlich, wie die Dutzendgesichter dann schließlich doch zu Gestapo-Gesichtern werden und wie das Böse die Banalität überlagert und überhöht. Es gibt nämlich keine »Banalität des Bösen«, und Hannah Arendt, die in ihrem Eichmann-Buch davon schrieb, kannte den Menschenfeind nur vom Hörensagen und sah ihn nur durch den gläsernen Käfig.

Wo ein Ereignis uns bis zum äußersten herausfordert, dort sollte nicht von Banalität gesprochen werden; denn an diesem Punkte gibt es keine Abstraktion mehr und niemals eine der Realität sich auch nur annähernde Einbildungskraft. Daß jemand in einem Auto gefesselt weggeführt wird, ist »selbstverständlich« nur, wenn man davon in der Zeitung liest und sich dann, während man gerade Flugzettel verpackt, vernünftig sagt: Nun ja, und was weiter? So kann es, so wird es auch mir eines Tages ergehen. Aber das Auto ist anders und der Druck der Fesseln wurde nicht vorgespürt und das Tor des Gestapo-Hauptquartiers, man mochte vordem unzählige Male daran vorübergeschritten sein, hat andere Quadern, wenn man als Häftling über seine Schwelle tritt. Alles versteht sich von selbst und nichts ist selbstverständlich, sobald wir hineingestoßen werden in eine Wirklichkeit, deren Licht uns blind macht und bis ins Mark versehrt. Das, was man so das »normale Leben« nennt, mag aufgehen in vorwegnehmender Vorstellung und trivialer Aussage. Ich kaufe eine Zeitung und bin »ein Mann, der eine Zeitung kauft«: Der Akt unterscheidet sich nicht von dem Bild, in dem ich ihn vorausnahm, und ich selbst differenziere mich kaum von den Millionen, die ihn vor mir vollzogen. Weil meine Vorstellungskraft ausreichte, um die Realität eines solchen Vorgangs ganz zu umgreifen? Nein: sondern weil die sogenannte Wirklichkeit des Alltags selbst im unmittelbaren Erlebnis nichts ist als chiffrierte Abstraktion. In Wahrheit stehen wir dem Ereignis und damit der Wirklichkeit nur in seltenen Momenten unseres Lebens Auge in Auge gegenüber.

Das muß nicht schon die Tortur sein. Da genügt die Festnahme und allenfalls der erste Schlag, den man empfängt. – »Wenn Du sprichst«, sagten die

Männer mit den Dutzendgesichtern zu mir, »dann kommst Du ins Gefängnis der Feldpolizei. Gestehst Du nicht, dann geht's nach Breendonk und was das heißt, weißt Du.« – Ich wußte und wußte nicht. Jedenfalls verhielt ich mich annähernd wie der Mann, der eine Zeitung kauft, und redete wie vorgelesen. Leider sei mir nichts oder fast nichts bekannt. Komplizen? Von denen könnte ich nur die Decknamen nennen. Schlupfwinkel? Zu denen wäre man nur nachts geführt worden und die genauen Adressen habe man uns niemals anvertraut. Das aber war den Männern ein allzu geläufiges Geschwätz, sie lachten verächtlich. Und plötzlich fühlte ich – den ersten Schlag.

Schläge beim Verhör haben kriminologisch nur geringe Bedeutung. Sie sind eine stillschweigend praktizierte und akzeptierte Repressalie gegen geständnisunwillige Häftlinge. Wollen wir dem erwähnten Anwalt Alec Mellor und seinem Buch *La torture* glauben, dann werden Prügel in mehr oder weniger starken Dosen von fast allen Polizeibehörden, auch denen der westlich-demokratischen Länder, mit Ausnahme Englands und Belgiens, angewandt. In Amerika spricht man vom »third degree«, und Frankreich hat dafür sogar ein verharmlosendes Argot-Wort: man redet von der »passage à tabac« der Häftlinge. Noch nach dem Zweiten Weltkrieg hat ein hoher französischer Kriminalbeamter in einem für seine Untergebenen bestimmten Buch in Einzelheiten dargelegt, daß auf physischen Zwang »im Rahmen der Legalität« bei den Verhören nicht verzichtet werden könne.

Die Öffentlichkeit zeigt sich zumeist nicht zimperlich, wenn ihr dann und wann derartige Vorgänge publizistisch enthüllt werden. Und ich habe noch niemals gehört, daß ein prügelnder Polizeibeamter von seinen vorgesetzten Stellen nicht energisch gedeckt worden wäre. Bewirken also die simplen Schläge, die natürlich mit der eigentlichen Tortur ganz inkommensurabel sind, fast nie weittragende Echowellen im Publikum, so sind sie doch für den, der sie erleidet, tief markierende Erlebnisse, um nicht die großen Worte jetzt schon zu verausgaben und klar zu sagen: Ungeheuerlichkeiten. Hier ist alles spätere schon im Keim enthalten. Folter und Tod in der Zelle werden beim ersten Schlag als reale Möglichkeiten vorgespürt. Man darf mich mit der Faust ins Gesicht schlagen, fühlt in dumpfem Staunen das Opfer, und schließt in ebenso dumpfer Gewißheit: man wird mit mir anstellen, was man will. Es ist nur wenig ausgesagt, wenn irgendein Ungeprügelter die ethisch-pathetische Feststellung trifft, daß mit dem ersten Schlag der Inhaftierte seine Menschenwürde verliere.

Ich muß gestehen, daß ich nicht genau weiß, was das ist: die Menschenwürde. Der eine glaubt sie zu verlieren, wenn er in Verhältnisse gerät, unter denen es ihm unmöglich wird, täglich ein Bad zu nehmen; ein anderer, wenn er vor einer Behörde eine andere als seine Muttersprache sprechen muß. Hier ist die Menschenwürde an einen bestimmten physischen Komfort gebunden, dort an freie Meinungsäußerung. Ich weiß also nicht, ob die Menschenwürde verliert, wer von Polizeileuten geprügelt wird. Doch bin ich sicher, daß er schon mit dem ersten Schlag, der auf ihn niedergeht, etwas einbüßt, was wir vielleicht vorläufig das *Weltvertrauen* nennen wollen. Zum Weltvertrauen gehört vielerlei: der irrationale und logisch nicht zu rechtfertigende Glaube an

unverbrüchliche Kausalität etwa, oder die gleichfalls blinde Überzeugung von der Gültigkeit des Induktionsschlusses. Wichtiger aber – und in unserem Zusammenhang allein relevant – ist als Element des Weltvertrauens die Gewißheit, daß der Andere auf Grund von geschriebenen oder ungeschriebenen Sozialkontrakten meinen physischen und damit auch metaphysischen Bestand respektiert. Die Grenzen meines Körpers sind die Grenzen meines Ichs. Die Hautoberfläche schließt mich ab gegen die fremde Welt: auf ihr darf ich, wenn ich Vertrauen haben soll, nur zu spüren bekommen, was ich spüren *will*.

Mit dem ersten Schlag aber bricht dieses Weltvertrauen zusammen. Der Andere, *gegen* den ich physisch in der Welt bin und *mit* dem ich nur solange sein kann, wie er meine Hautoberfläche als Grenze nicht tangiert, zwingt mir mit dem Schlag seine eigene Körperlichkeit auf. Es ist wie eine Vergewaltigung, ein Sexualakt ohne das Einverständnis des einen der beiden Partner. – Freilich, sofern eine auch nur minimale Aussicht auf erfolgreiche Gegenwehr besteht, kommt ein Mechanismus in Bewegung, in dessen Verlauf ich die Grenzverletzung durch den Anderen begradigen kann. Ich expandiere mich in der Gegenwehr meinerseits und objektiviere so meine eigene Körperlichkeit. Der Sozialkontrakt hat dann andere Klauseln: Aug um Auge, Zahn um Zahn. Man kann auch danach sein Leben einrichten. Man kann es *nicht*, wo man den Gegen-Menschen, zu dem der Mitmensch wurde, *wehrlos* an sich erleidet. Und vollends wird schließlich die körperliche Überwältigung durch den Anderen zum existentiellen Vernichtungsvollzug, wenn keine Hilfe zu erwarten ist.

Die Hilfservartung gehört ja zu den Fundamentalerfahrungen des Menschen wie des Tieres; das haben der alte Kropotkin, der von der »gegenseitigen Hilfe in der Natur« sprach, und der moderne Tierverhaltens-Forscher Lorenz recht überzeugend vorgetragen. Die Hilfservartung ist ebenso ein psychisches Konstitutionselement wie der Kampf ums Dasein. In nahezu allen Lebenslagen wird die körperliche Versehrung zusammen mit der Hilfservartung empfunden: jene erfährt Ausgleich durch diese. Selbst auf dem Schlachtfeld finden die Rotkreuz-Ambulanzen ihren Weg zum Verletzten. Mit dem ersten Schlag der Polizeifaust aber, gegen den es keine Wehr gibt und den keine helfende Hand parieren wird, endet ein Teil unseres Lebens und ist niemals wieder zu erwecken.

Einzufügen ist hier allerdings, daß der existentielle Schreck des ersten Schlages schnell verfliegt und psychischer Raum frei bleibt für eine Anzahl von praktischen Überlegungen. Es stellt sich sogar eine gewisse freudige Überraschung ein; denn die körperlichen Schmerzen sind durchaus nicht unerträglich. Die auf uns niedergehenden Schläge haben subjektiv vor allem eine räumliche und eine akustische Qualität: räumlich insofern, als der ins Gesicht und auf den Kopf geschlagene Häftling den Eindruck hat, als verschiebe sich ruckweise das Zimmer samt allen darin sichtbaren Gegenständen; akustisch, weil man ein dunkles Donnern zu hören glaubt, das schließlich untergeht in einem allgemeinen Brausen. Der Schlag wirkt also als seine eigene Anästhesie. Ein Schmerzempfinden, das einem heftigen Zahnschmerz

oder dem pulsierenden Brand einer eiternden Wunde vergleichbar wäre, stellt sich nicht ein. Darum denkt der Geprügelte auch ungefähr dies: Na ja, das wäre doch auszuhalten, das führt Euch zu gar nichts.

Es führte sie zu nichts, und sie wurden der Faustschläge leid. Ich wiederholte nur, daß ich nichts wisse, und darum ging es alsbald, wie man mir angedroht hatte, nicht in das von der Wehrmacht verwaltete Gefängnis von Brüssel, sondern nach dem »Auffanglager Breendonk«, über das die SS herrschte. Als es durch das erste Tor über die Zugbrücke ging, mußten sogar die Gestapo-Männer ihre Legitimationen den wachthabenden SS-Leuten vorweisen, und hätte der Verhaftete trotz allem noch an dem Ernst der Lage gezweifelt: im Angesicht dieses Eintritts-Rituals, das nicht ohne eine gewisse finstere Feierlichkeit war, mußte er erkennen, daß er angelangt war am Ende der Welt. – Sehr schnell ging es in das »Geschäftszimmer«, von dem ich schon sprach. Das Geschäft, das man hier führte, war offensichtlich ein florierendes. Türeenschlagend gingen Männer ein und aus, die auf den schwarzen Aufschlägen ihrer Uniformen die eingewirkten Buchstaben SD trugen. Sie würdigten die Ankömmlinge, Gestapo-Männer und Häftlinge, keines Gesprächs, nahmen nur mit großer Fixigkeit die Daten meiner falschen Identitätskarte auf und entledigten mich meines nicht weiter beachtlichen Besitzes. Ein dünnes goldenes Armband erweckte spöttische Aufmerksamkeit, und ein flämischer SS-Mann, der sich wichtig machen wollte, erklärte seinen deutschen Kameraden, dies sei das Kennzeichen der Partisanen. Mit jener Genauigkeit, wie sie den Vorgängen in einem Geschäftszimmer zukommt, wurde alles schriftlich festgehalten. Zufrieden blickten die kalten Kneiferaugen des Himmler-Bildes auf das Fahnentuch, das den rohen Holztisch bedeckte, und auf die Leute. Es war Verlaß auf sie.

*

Der Augenblick ist gekommen, ein Versprechen einzulösen: ich muß begründen, warum ich die Folter eine Essenz des Nationalsozialismus nannte, genauer gesagt: warum gerade in ihr sich das Dritte Reich in seiner ganzen Bestandsdichte verwirklichte. Daß auch anderswo gefoltert wurde und wird, davon war schon die Rede. Vietnam 1965. Algerien 1957. Rußland wahrscheinlich zwischen 1919 und 1953. Gefoltert haben 1919 in Ungarn die Weißen und die Roten, im Spanischen Bürgerkrieg die Franquisten wie die Republikaner. Folterknechte waren am Werk in den osteuropäischen Staaten der Zwischenkriegszeit, in Polen, Rumänien, Jugoslawien. Die Folter war keine Erfindung des Nationalsozialismus; aber sie war seine Apotheose. Kein goldenes Parteiabzeichen, kein Blutorden machte den Hitler-Gefolgsmann zum vollgültigen Repräsentanten seines Führers. Damit dieser ihm das geschichtliche Maturitätszeugnis ausstelle, mußte er *foltern*, vernichten, um »groß zu sein im Ertragen von Leiden anderer«. Erst dann würden spätere Generationen ihn bewundern um der Austilgung seiner eigenen Barmherzigkeit willen.

Ich höre nochmals entrüsteten Widerspruch sich erheben, höre sagen, daß

nicht Hitler die Folter gewesen sei, sondern irgend etwas Undeutliches, der »Totalitarismus«. Ich höre namentlich das Beispiel des Kommunismus aufgerufen. Und habe ich nicht eben selbst gesagt, es sei während vierunddreißig Jahren in der Sowjetunion torturiert worden? Und hat nicht schon Arthur Koestler ...? Ich weiß, ich weiß. Es ist unmöglich, hier auf die politische Haupt- und Staatsmystifikation der Nachkriegszeit einzugehen, die uns Kommunismus und Nationalsozialismus als zwei nicht einmal sehr verschiedene Erscheinungsformen ein- und derselben Sache definierte. Man hat uns bis zum Überdruß Hitler und Stalin, Auschwitz und Sibirien, die Warschauer Getto-Mauer und die Berliner Ulbricht-Mauer zusammen genannt wie Goethe und Schiller, Klopstock und Wieland. Nur andeutend sei hier im eigenen Namen und auf jede Denunziationsgefahr hin wiederholt, was in einem vielbefeindeten Interview einmal Thomas Mann gesagt hat: daß nämlich der Kommunismus, wie schrecklich er sich zeitweilig auch darstellen möge, immerhin *eine Idee* vom Menschen versinnbildliche, während der Hitler-Faschismus überhaupt keine Idee war, sondern nur eine Schlechtigkeit. Unleugbar ist ja schließlich, daß dieser Kommunismus sich entstalinisieren konnte und daß heute im sowjetischen Einflußbereich, soweit wir übereinstimmenden Berichten Glauben schenken dürfen, nicht mehr gefoltert wird. Es kann in Ungarn ein Ministerpräsident walten, der selbst einmal das Opfer der stalinistischen Tortur war. Wer aber könnte sich einen enthitlerisierten Nationalsozialismus vorstellen und als maßgebenden Politiker eines nazistisch neugeordneten Europa einen seinerzeit durch die Tortur geschleiften Röh-Anhänger? Das kann sich niemand vorstellen. Das hätte nicht sein können. Denn der Nationalsozialismus, der zwar über keine Idee gebot, wohl aber ein ganzes Arsenal verworrener Mißideen besaß, hat bislang als einziges politisches System dieses Jahrhunderts die Herrschaft des Gegen-Menschen nicht nur praktiziert, wie andere rote und weiße Terror-Regime auch, sondern ausdrücklich als Prinzip statuiert. Das Wort Humanität war ihm verhaßt wie dem Frommen die Sünde, und darum sprach er von Humanitätsduselei. Die Nazis folterten wie andere, weil sie sich mittels der Tortur in den Besitz staatspolitisch wichtiger Informationen setzen wollten; daneben aber folterten sie mit dem guten Gewissen der Schlechtigkeit. Sie bedienten sich der Folter zu bestimmten, jeweils genau spezifizierten Zwecken. Inbrünstiger aber noch dienten sie ihr.

Rufe ich mir die Ereignisse von damals zurück, sehe ich noch den Mann vor mir, der plötzlich eintrat ins Geschäftszimmer und auf den es anzukommen schien in Breendonk. Er trug auf seiner feldgrauen Uniform die schwarzen Aufschläge der SS, aber man sprach ihn mit »Herr Leutnant« an. Er war klein, von gedrungener Gestalt und hatte jenes fleischige Gesicht, das man wohl in der Banal-Physiognomik »bärbeißig-gutmütig« nennen würde. Seine Stimme rasselte heiser, der Tonfall war berlinisch dialekthaft. Am Handgelenk hing ihm in einer Lederschleufe ein Ochsenziemer von der Länge vielleicht eines Meters. Aber warum soll ich eigentlich seinen Namen verschweigen, der mir später so geläufig wurde? Es geht ihm vielleicht gut zur Stunde und er fühlt sich wohl in seiner gesundgeröteten Haut, wenn er vom Sonn-

tagsausflug im Auto heimkehrt. Ich habe keinen Grund, ihn nicht zu nennen. Der Herr Leutnant, der hier die Rolle eines Spezialisten für Folterungen spielte, hieß Praust. »Jetzt passiert's«, sagte er rasselnd und gemütlich zu mir. Und dann führte er mich durch die rötlichdünne erleuchteten Korridore, in denen immer wieder Gittertore aufgingen und dröhnend zufielen, in das schon beschriebene Gewölbe, den Bunker.

Will ich endlich zur Analyse der Tortur kommen, dann kann ich dem Leser leider die sachliche Beschreibung dessen, was sich nun ereignete, nicht ersparen, kann nur versuchen, es knapp zu machen. Im Bunker hing von der Gewölbedecke eine oben in einer Rolle laufende Kette, die am unteren Ende einen starken, geschwungenen Eisenhaken trug. Man führte mich an das Gerät. Der Haken griff in die Fessel, die hinter meinem Rücken meine Hände zusammenhielt. Dann zog man die Kette mit mir hinauf, bis ich etwa einen Meter über dem Boden hing. Man kann sich in solcher Stellung oder Hängung an den hinterm Rücken gefesselten Händen eine sehr kurze Weile mit Muskelkraft in der Halbschräge halten. Man wird während dieser wenigen Minuten, in denen man die äußerste Kraft verausgabt, keine Fragen beantworten. Das in einem einzigen Körperbereich, nämlich in den Schultergelenken, gesammelte Leben reagiert nicht, denn es erschöpft sich ganz und gar im Kraftaufwand. Was mich betrifft, so mußte ich ziemlich schnell aufgeben. Und nun gab es ein von meinem Körper bis zu dieser Stunde nicht vergessenes Krachen und Splittern in den Schultern. Das eigene Körpergewicht bewirkte Luxation, ich fiel ins Leere und hing an den ausgerekten, von hinten hochgerissenen und über dem Kopf nunmehr verdreht geschlossenen Armen. Tortur, vom lateinischen *torquere*, verrenken: Welch ein etymologischer Anschauungsunterricht! Dazu prasselten die Hiebe mit dem Ochsenziemer und mancher von ihnen durchschnitt die dünne Sommerhose, die ich an diesem 23. Juli 1943 trug.

Es wäre ohne alle Vernunft, die mir zugefügten Schmerzen hier beschreiben zu wollen; ein Vergleichsbild würde nur für das andere stehen. Der Schmerz war, der er war. Darüber hinaus ist nichts zu sagen. Gefühlsqualitäten sind so unvergleichbar wie unbeschreibbar, sie markieren die Grenze sprachlichen Mitteilungsvermögens. Wer seinen Körperschmerz mitteilen wollte, wäre darauf gestellt, ihn zuzufügen und damit selbst zum Folterknecht zu werden.

Wenn sich aber das *Wie* des Schmerzes der sprachlichen Kommunikation entzieht, so kann ich doch vielleicht annähernd aussagen, *was* er war. Er enthielt alles, was bereits über die Polizeiprügel ausgemacht wurde, nämlich: die Grenzverletzung meines Ichs durch den Anderen, die weder durch Hilferwartung neutralisiert noch durch Gegenwehr begradigt werden kann. Die Tortur ist all das, aber noch sehr viel mehr. Wer nämlich in der Folter vom Schmerz überwältigt wird, erfährt seinen Körper wie nie zuvor. Sein Fleisch realisiert sich total in der Selbstnegation. Teilweise gehört die Tortur zu jenen Lebensmomenten, wie sie in gemilderter Form auch dem Kranken bewußt werden, und das populäre Wort, nach welchem es uns gut geht, so lange wir unseren Körper nicht spüren, spricht eine unbestreitbare Wahrheit

aus. Aber erst in der Tortur wird die Verfleischung des Menschen vollständig. Wenn es wahr ist, was Thomas Mann im *Zauberberg* beschrieb, daß nämlich der Mensch desto körperhafter ist, je hoffnungsloser dieser sein Körper dem Leiden gehört, dann ist die Tortur das furchtbarste aller Körperfeste.

Man ist versucht, weiter zu spekulieren. Der Schmerz, sagten wir, sei die höchste denkbare Steigerung unserer Körperlichkeit. Vielleicht ist er aber auch noch mehr, wir meinen: der Tod. Es führt uns zum Tode keine logisch befahrbare Straße, doch mag erlaubt sein zu denken, daß uns durch den Schmerz ein gefühlsahnender Weg zu ihm gebahnt wird. Am Ende stünden wir vor der Gleichung: Körper = Schmerz = Tod, und diese ließe sich in unserem Fall wieder reduzieren auf die Hypothese, daß die Tortur, in der wir vom Anderen zum Körper gemacht werden, die Todeskontradiktion auslöscht und uns den eigenen Tod erleben läßt. Doch dies ist Sach-Flucht. Wir haben für sie nur die Entschuldigung des persönlichen Erlebens und müssen auch erläuternd noch beifügen, daß die Folter den *character indelebilis* hat. Wer gefoltert wurde, bleibt gefoltert. Unauslöschlich ist die Folter in ihn eingebrannt, auch dann wenn keine klinisch-objektiven Spuren nachzuweisen sind.

*

Ich spreche vom Gemarterten. Es ist aber Zeit, auch ein Wort zu sagen über die Peiniger. Von jenem zu diesen gibt es keine Brücke. Die moderne Polizeitortur kennt nicht die theologische Komplizität, die etwa noch in der Inquisition die beiden Partner verband: Der Folterknecht glaubte, Gottes Recht auszuüben, da er doch die Seele des Delinquenten reinigte; und der gefolterte Häretiker oder die Hexe sprachen ihm dieses Recht gar nicht ab. So war eine schreckliche und pervertierte Zweisamkeit gegeben. Davon ist in der Tortur unserer Zeit keine Spur mehr. Der Folterknecht ist für den Gefolterten nur noch der Andere – und als solcher soll er hier angeschaut werden.

Wer waren die Anderen, die mich da an den ausgerenkten Armen hochzogen und den baumelnden Körper mit dem Ochsenziemer züchtigten? Man kann fürs erste einen Standpunkt einnehmen, von dem aus gesehen sie bloß verrohte Kleinbürger und subalterne Beamte waren. Es ist aber vonnöten, diesen Standpunkt schnellstens wieder zu verlassen, wenn man zu einer mehr als banalen Einsicht in das Böse vorstoßen will. Handelte es sich also um Sadisten? Im engen sexualpathologischen Sinne waren sie es meiner begründeten Überzeugung nach nicht, so wie ich überhaupt glaube, daß ich während meiner zweijährigen Gestapo- und Konzentrationslagerhaft nicht einem einzigen echten Sadisten dieser Sorte begegnet bin. Sie *waren* es aber wahrscheinlich, wenn wir die Sexualpathologie beiseite lassen und versuchen, die Folterknechte nach den Kategorien der – nun ja, der *Philosophie* des Marquis de Sade zu beurteilen. Sadismus als die im eigentlichen Wortverstande ver-rückte Weltbetrachtung ist anderes als der Sadismus der gängigen psychologischen Handbücher, anderes auch als die Sadismus-Deutung Freuds. Es sei darum hier der französische Anthropologe Georges Bataille angeführt, der sehr gründlich über den närrischen Marquis nachgedacht hat.

Wir werden dann vielleicht sehen, daß nicht nur meine Peiniger am Rande einer sadistischen Philosophie hausten, sondern daß der Nationalsozialismus in seinem Gesamtumfang weniger vom Siegel eines schwer zu definierenden »Totalitarismus« geprägt war als von dem des *Sadismus*.

Für Georges Bataille ist der Sadismus nicht sexualpathologisch aufzufassen, vielmehr existentialpsychologisch, wobei er sich abzeichnet als die radikale Negation des Anderen, als die Verneinung zugleich des Sozial- und des Realitätsprinzips. Der Sadist will diese Welt aufheben, indem er seine eigene totale Souveränität in der Negation des Mitmenschen zu verwirklichen sucht. Der Mitmensch wird verfleischlicht und in der Verfleischlichung schon an den Rand des Todes geführt; allenfalls wird er schließlich über die Todesgrenze hinausgetrieben ins Nichts. Damit realisiert der Peiniger zugleich seine eigene zerstörerische Fleischlichkeit, ohne daß er sich darin, wie der Gemarterte, verlieren müßte: er kann ja mit der Folter einhalten, wenn es ihm paßt. Der Schmerzens- und Todesschrei des Anderen ist in seine Hand gegeben, als Herr über Leben und Tod ist er auch Herr über Fleisch und Geist. Solcherart wird die Folter zur totalen Umstülpung der Sozialwelt: denn in dieser können wir nur leben, wenn wir auch dem Mitmenschen das Leben gewähren, sein Leiden lindern, die Ausdehnungslust unseres Ichs zügeln. In der Welt der Tortur aber besteht der Mensch nur dadurch, daß er den Anderen vor sich zuschanden macht, den Anderen samt seinem Kopf, in dem vielleicht Kant und Hegel und alle neun Symphonien und die Welt als Wille und Vorstellung aufbewahrt sind. Der Peiniger selbst kann, wenn das geschehen ist, wenn er sich ausgedehnt hat in den Körper des Mitmenschen und ausgelöscht hat, was dessen Geist war – zur Zigarette greifen oder sich zum Frühstück setzen oder, wenn es ihn danach gelüftet, auch bei der Welt als Wille und Vorstellung einkehren.

Meine Kerle von Breendonk begnügten sich mit der Zigarette und ließen, sobald sie des Folterns müde waren, gewiß den alten Schopenhauer ungeschoren. Darum aber war das Böse, das sie mir bereiteten, doch nicht banal. Sie waren, wenn man durchaus will, stumpfe Bürokraten der Tortur. Und waren doch auch viel mehr: das sah ich in ihren angespannten, nicht etwa von sexualsadistischer Lust verquollenen, sondern in mörderischer Selbstrealisierung gesammelten Gesichtern. Mit ganzer Seele waren sie bei ihrer Sache, und die hieß Macht über Geist und Fleisch, Exzeß der ungehemmten Selbstexpansion. Ich habe auch nicht vergessen, daß es Momente gab, da ich der folternden Souveränität, die sie über mich ausübten, eine Art von schmälicher Verehrung entgegenbrachte. Denn ist nicht, wer einen Menschen so ganz zum Körper und zur Beute des Todes machen darf, ein Gott oder zumindest Halbgott?

Damit ich es nur gleich gestehe: Ich hatte nichts als Glück, daß unsere Gruppe im Hinblick auf Informationserpressung recht gut organisiert war und ich einfach nicht wußte, was man in Breendonk von mir hören wollte. Denn es war durchaus nicht so, daß ich ihnen das heldenhafte Schweigen entgegengesetzt hätte, das dem Manne in solcher Lage zukommt und von dem man liest (beiläufig: fast immer in Aufzeichnungen von Leuten, die nicht

selbst dabei waren). Ich bezichtigte mich erfundener und phantastischer Staatsverbrechen, von denen ich heute noch nicht weiß, wie sie einem baumelnden Bündel wie mir überhaupt hatten einfallen können. In mir war offenbar die Hoffnung, ein wohlgezielter Schlag über den Schädel würde nach solch belastenden Geständnissen dem Elend ein Ende machen, mich hinüberbefördern in den Tod, zumindest aber in Bewußtlosigkeit. Bewußtlos wurde ich schließlich wirklich – und damit war es für einmal vorbei. Es ist noch immer nicht vorbei. Ich baumele noch immer, zweiundzwanzig Jahre danach, an ausgerekten Armen über dem Boden, keuche und bezichtige mich. Da gibt es kein »Verdrängen«. Verdrängt man ein Feuermal? Man mag es vom kosmetischen Chirurgen wegoperieren lassen, aber die an seine Stelle verpflanzte Haut ist nicht die Haut, in der einem Menschen wohl sein kann.

Man wird die Folter so wenig los wie die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der Widerstandskraft. Ich habe mit manchen Kameraden darüber gesprochen und vielerlei Erfahrungen nachzuerleben versucht. Ist es so, daß der tapfere Mann widersteht? Ich bin nicht sicher. Da war zum Beispiel jener zum Kommunismus konvertierte junge belgische Aristokrat, der so etwas wie ein Held war, und zwar im Spanischen Bürgerkrieg, wo er auf republikanischer Seite gefochten hatte. Als man ihn in Breendonk der Tortur unterwarf, »spie er es aus«, wie es im Jargon der gemeinen Verbrecher heißt: Er fuhr mit den Gestapomännern in die Häuser seiner Kameraden und redete ihnen in hoherregtem Eifer zu, doch nur ja alles, aber auch alles zu gestehen, nur darin liege das Heil, und es gelte, jeden Preis zu erlegen, damit man der Tortur entgehe. Und ich habe einen anderen gekannt, einen bulgarischen Berufsrevolutionär, dem man Foltern auferlegt hatte, mit denen verglichen die meine nur ein etwas anstrengender Sport war, und der geschwiegen hatte, einfach und beharrlich geschwiegen. Es soll hier auch des unvergeßlichen Jean Moulin gedacht werden, der im Pariser Pantheon beigesetzt ist. Er wurde als erster Vorsitzender des Nationalen Rates der Widerstandsbewegung Frankreichs verhaftet. Hätte er gesprochen, wäre die gesamte Résistance gefällt worden. Aber er ließ sich bis über die Todesgrenze hinaus martern und verriet auch nicht einen einzigen Namen.

Worin liegt die Kraft, worin die Schwäche? Ich weiß es nicht. *Man* weiß es nicht. Noch keiner hat übersichtliche Grenzen ziehen können zwischen der sogenannten »moralischen« und der gleichfalls unter Anführungszeichen zu setzenden »körperlichen« Widerstandskraft gegen physischen Schmerz. Es gibt nicht wenige Fachleute, die das Problem des Schmerzertragens auf rein physiologische Grundtatsachen reduzieren. Zitiert sei hier nur der Professor der Chirurgie am Collège de France, René Leriche, der folgendes Urteil gewagt hat: »Wir sind nicht gleich vor dem Phänomen des Schmerzes. Der eine leidet dort schon, wo der andere offensichtlich noch kaum etwas verspürt. Es hängt dies zusammen mit der individuellen Qualität unseres Sympathicus, mit dem Hormon der Nebenschilddrüse, mit den vaso-kontraktiven Substanzen der Nebennierenrinde. Wir können uns dem Begriff der Individualität auch in der physiologischen Betrachtung des Schmerzes nicht entziehen.

Die Geschichte zeigt uns, daß wir Menschen von heute schmerzempfindlicher sind als unsere Voreltern es waren, und dies unter rein physiologischem Gesichtspunkt. Hier spreche ich nicht von irgendeiner hypothetischen moralischen Widerstandskraft, sondern bleibe im Bereiche der Physiologie. Die schmerzstillenden Mittel und die Narkose haben mehr zu unserer größeren Empfindlichkeit beigetragen als moralische Faktoren. Auch sind die Reaktionen verschiedener Völker auf Schmerz durchaus nicht die gleichen. Zwei Kriege haben uns Gelegenheit gegeben zu sehen, wie die körperliche Sensibilität der Deutschen, der Franzosen, der Engländer unterschiedlich ist. Vor allem gibt es darin eine große Kluft zwischen den Europäern einerseits und den Asiaten und Afrikanern andererseits: diese ertragen physische Schmerzen unvergleichlich besser als jene ...«

Dieses Urteil wird von den Erfahrungen des Nichtfachmanns, der viele Individuen und Angehörige zahlreicher Volksgruppen körperliche Schmerzen erleiden sah, kaum bestritten werden. Ich selbst konnte im Konzentrationslager beobachten, daß die Slawen physische Unbill leichter und stoischer ertrugen als etwa Italiener, Franzosen, Holländer, Skandinavier. Wir sind in der Tat als Körper nicht gleich vor dem Schmerz und der Tortur. Aber das löst nicht unser Problem der Widerstandskraft und gibt uns keine schlüssige Antwort auf die Frage nach dem Anteil, den moralische und physische Faktoren dabei haben. Werden wir uns einig in der Reduktion auf das bloß Physiologische, dann laufen wir Gefahr, am Ende jede Art von Wehleidigkeit und physischer Feigheit zu pardonieren. Legen wir aber allen Nachdruck auf die sogenannte moralische Resistenz, müßten wir den schwächlichen Gymnasiasten, der vor der Tortur versagt, nach den gleichen Maßen messen wie einen athletisch gewachsenen, an Härten gewöhnten dreißigjährigen Arbeiter. Lassen wir denn die Frage auf sich beruhen, so wie ich damals meine Widerstandskraft nicht analysierte, als ich zerschlagen in der Zelle lag und nachdachte.

Es zieht nämlich in den, der die Folter überstanden hat und dessen Schmerzen abklingen (bevor sie später wieder aufflammen) ein ephemeres Friede ein, der dem Denken förderlich ist. Einerseits ist er es zufrieden, daß er nur noch Körper war und damit, so meint er, aller politischen Sorge ledig wurde. Andererseits ist auch das Verflüchtigen jener Körperlichkeit, die sich in Schmerz und Tortur enthüllt, befriedend und beschwichtigend. Es gibt sogar euphorische Momente, in denen die Rückkunft schwacher Denkkräfte als ein außerordentliches Glück empfunden wird, so daß man den Drang verspürt, jetzt gleich, auf der Stelle, ohne die geringste Zeit zu verlieren, das Erlebnis geistig zu artikulieren; denn ein paar Stunden danach könnte es schon zu spät sein.

Sofern überhaupt aus der Erfahrung der Tortur eine über das bloß Alptraumhafte hinausgehende Erkenntnis bleibt, ist es die einer großen Verwunderung und einer durch keinerlei spätere menschliche Kommunikation auszugleichenden Fremdheit in der Welt. Ein Staunen über die Existenz des grenzenlos in der Tortur sich behauptenden Anderen – und über das, was man selber werden kann: Fleisch und Tod. Daß das Leben fragil ist und man

es enden kann »mit einer Nadel bloß«, diese Binsenwahrheit war immer bekannt. Daß man aber den lebenden Menschen schon im Leben halb und halb zum Raub des Todes machen kann, dies wird erst in der Tortur erfahren. Die Schmach solcher Vernichtung läßt sich nicht mehr tilgen. Wer gemartert wurde, bleibt waffenlos der Angst ausgeliefert. *Sie* ist es, die fürderhin über ihm das Szepter schwingt. Sie – und dann auch das, was man die Ressentiments nennt, welche bleiben und nicht einmal die Chance haben, sich in einem Verlangen nach Rache zu verdichten – und zu reinigen.

Darüber blickt keiner hinaus in eine Welt, in der das Prinzip Hoffnung herrscht.

Nr. 208, Juli 1965